

Liegengelassene Probleme. Acht neue Thesen zur Lokalisierung der lateinischen und albanischen Kontinuität in Südosteuropa

GOTTFRIED SCHRAMM (Freiburg)

Erste These

Was in den gängigen Handbüchern und Lexika über die frühe Geschichte der Rumänen und Albaner steht, ist falsch. Denn beide Völker glauben, sie (oder genauer: ihre Sprachen) seien in den heutigen Massierungsgebieten schon seit Ausgang der Antike zu Hause¹. In Wirklichkeit wanderten sie erst im frühen Mittelalter aus einer Heimat, dem Innern der Balkanhalbinsel, zu. Als die Slawen im 6. Jh. über Südosteuropa hereinbrachen, haben Romanen vom Südsaum der unteren Donau Zuflucht in den Berglandschaften um die heutige slawisch-bulgarische Grenze gesucht, wo sie von den Protoalbanern, die sich wie sie bereits zum Christentum bekannten, bereitwillig aufgenommen wurden. Von dort sind die Uralbaner wohl im 9. Jh., die Urrumänen, unter sehr anderen historischen Umständen, erst seit dem 10. Jh. abgewandert.

Diese Umkonstruktion liegt für die Rumänen seit 1985–87, für die Albaner seit 1994, in 2. Auflage gedruckt vor. Da sie von einem ausgewiesenen Gelehrten in weitem Abstand von dem betroffenen Schauplätzen entwickelt worden war, konnte sich kein Verdacht regen, hier solle gegen oder für irgendeine nationale Sache Partei ergriffen werden. Nirgendwo sonst in Europa ist die frühe Ethnohistorie neuerdings derartig grundlegend umkonstruiert worden. Erstaunlicherweise blieb das Echo bis vor kurzem dürftig, was ein Romanist mittlerweile als Skandal gerügt hat². Einer französischen Leserschaft hat ein sehr beschlagener Ungar meine Rumänenthesen – mit gewissen Vorbehalten – empfohlen, ohne damit eine Diskussion in Gang zu bringen³. Auch Gegenstimmen wären mir recht gewesen. Aber über den einzigen, der mir lautstark widersprochen hat, kann ich nur den Kopf schütteln. Ein englischer – für

¹ Das Folgende wurde, soweit es die Dakoromanen betrifft, in drei Jahrgängen (1985, 1986 und 1987) in der *Zeitschrift für Balkanologie* unter dem Titel: „Frühe Schicksale der Rumänen. Acht Thesen zur Lokalisierung der lateinischen Kontinuität“ ausführlich entwickelt. Geringfügig überarbeitet ging der Text ein in meine Aufsatzsammlung *Ein Damm bricht. Die römische Donaugrenze und die Invasionen des 5.–7. Jahrhunderts im Lichte von Namen und Wörtern*. München 1997 (= Südosteuropäische Arbeiten 100), 275–343. An die Seite der Rumänen-Thesen traten 1997 *Die Anfänge des albanischen Christentums. Die frühe Bekehrung der Bessen und ihre langen Folgen* als Band 4 der Reihe Rombach Historiae, in 2. überarbeiteter Auflage, Freiburg i. Br. 1999.

² GAUGER, Hans-Martin (2003): „La guerre de Rome aura-t-elle lieu?“ In: *Rostocker Beiträge zur Sprachwissenschaft* 13. 9–38.

³ SCHÜTZ, István (1992): „Les huit thèses de Gottfried Schramm et l’ethnogenèse roumaine“. In: *Travaux de linguistique et de philologie* 30. 417–430. Schütz besitzt – als gründlicher Kenner des Rumänischen und Albanischen – eine für die anstehenden Fragen einzigartige Kompetenz.

die Umbruchszeit von der Antike zum Mittelalter weder sprachhistorisch noch historisch hinreichend sattelfester – Polyhistor erklärte 1998 das Kosovo und Nordalbanien zu dem Raum, von dem die Albaner sich ausgebreitet haben sollen⁴. Satz für Satz lässt sich seine Argumentation aushebeln.

Jetzt endlich scheint sich aber das Blatt zu wenden. Denn soeben wurde meine Lokalisierung von Urrumänen und Uralbanern sachkundig bestätigt durch einen angesehenen Romanisten mit weitem linguistischen Horizont⁵. Da aber *eine* Schwalbe – auch LÜDTKE! – noch keinen Sommer macht, scheint es mir nach wie vor nützlich, wenn ich im Folgenden auf die Scheuklappen hinweise, die bislang der einschlägigen Forschung anhaften, und zu entschlüsseln suche, wie sie sich ergeben konnten. Es ist höchste Zeit für eine gründliche Diskussion mit vielen Teilnehmern.

Zweite These

Die Hauptargumente, die für die frühen Schicksale zweier Völker ganz andere Verläufe wahrscheinlich macht, als sie bislang weithin angenommen werden, finden sich außerhalb der Kenntnis- und Kompetenzfelder aller klassischen Disziplinen der Geschichtswissenschaft. Die für Spätantike und frühes Mittelalter äußerst spärlich gestreuten Schriftquellen sind längst um und um gedreht worden, ohne dass sich aus ihnen ein klares Bild ergibt. Die Archäologie vermag nichts über die frühe Sprachenverteilung in Südosteuropa beizusteuern. Denn was sie an Resten der Vergangenheit ausgräbt, spricht keine Sprachen: ob nun Dakisch, Romanisch oder Albanisch. Die bisher geltende vorherrschende Auffassung, die beiden Völker – und ihre Sprachen – hätten die Wellen der Völkerwanderung dort überstanden, wo sie heute die große Mehrheit der Bewohner stellen, schien die einfachste und plausibelste Deutung der Befunde. Aber sie ist, wie sich mittlerweile zeigen lässt, unvereinbar mit den Schlüssen, die sich aus einer bisher vernachlässigten Disziplin ergeben.

Den Schlüssel zur Lösung eines bisher nicht überzeugend gelösten Rätsels liefert eine *historische Auslegung sprachhistorischer Befunde*. Aussagekräftig sind dabei Wörter und Namen, von denen das Lehnwort eine besonders beredte Sprache spricht. Aber viel ergibt sich auch aus der Gesamtstruktur des Rumänischen, Albanischen und innerbalkanischen Slawischen. Wer aus diesen Zeugnissen herausholen will, was in ihnen steckt, muss das Handwerk der Sprachhistoriker beherrschen, aber zugleich willens und fähig sein, sprachliches Material wie eine Sammlung von Fingerabdrücken auszuwerten, die von geschichtlichen Vorgängen zeugen.

Der Verfasser hat sich diese Fertigkeit aufgrund einer ungewöhnlichen Biographie aneignen können. 1954 promovierte er – mit einer Arbeit zur altgermanischen Namenkunde – als *Sprachhistoriker*, schwenkte dann aber zur *Osteuropahistorie* über. Dieses Fach vertritt er seit 1965 an der Universität im Freiburg im Breisgau. Ihm ging auf, dass er die beiden von ihm erlernten Methoden nur zu kombinieren brauchte, um der Erkenntnis bislang verschlossene Türen zu öffnen. Auf diesem Wege war er nicht der erste. Aber seine Vorgänger sind Ausnahmen geblieben. Ja, sie konnten das

⁴ MALCOLM, Noel (1998): *Kosovo. A short history*. London, S. 37–39.

⁵ LÜDTKE, Helmut (2005): *Der Ursprung der romanischen Sprache. Eine Geschichte der sprachlichen Kommunikation*. Kiel, S. 415–432.

Problem der Autochthonie auf dem Balkan nicht zusammenhängend lösen. So sind die auffällig zahlreich und tief greifenden Gemeinsamkeiten, die das Rumänische und Albanische verbinden, zwar längst fleißig zusammengetragen worden. Aber man hat sie nicht als Kronzeugnisse für die Geschichte zweier Völker durchschaut.

Dritte These

Am ehesten hätte man erwarten dürfen, dass die beiden von der Umkonstruktion direkt betroffenen Völker selber den Ball aufgreifen würden. Aber Rumänen und Albaner sind – wie es scheint: bis heute so gut wie einhellig und felsenfest – überzeugt, ihre Vorfahren seien *nicht* etwa *zugewandert*. Sie hätten vielmehr in ihren heutigen Heimaten der beiden Völker schon gegessen, bevor die im 6. Jh. einbrechenden Slawen in die ethnographische Landkarte des Subkontinents eingriffen. Die Autochthonie ist in zwei Ländern zu einem Pfeiler von nationaler Identität und der Untastbarkeit von heutigen Grenzen geworden. Kein Wunder danach, dass die Kenner dort kein Interesse daran hatten, dass sich bei ihnen herumsprach, was ein deutscher Professor an umstürzenden Thesen über ihre frühe Geschichte behauptet hat. Dass der Verfasser in Iași und Tirana über seine Ergebnisse referieren durfte, blieb folgenlos. Rezensionen unterblieben in Albanien ganz. Rumänien beschränkte sich auf entschiedene Ablehnungen: beide von Prähistorikern, die offen eingestanden, dass sie Gedankengängen, die Sprachhistorie und die Historie zusammenspannen, gar nicht folgen können. Längst waren Übersetzungen der einschlägigen Texte ins Rumänische und Albanische fällig. Aber aus den inländischen Milieus beider Völker war man nicht interessiert, dass dort Thesen, die an lieb gewordenen Geschichtsbildern rüttelten, auch nur bekannt werden. Die fehlenden Anstöße kamen schließlich aus dem Ausland. Dabei gebührt dem Exil-Kosovaren Dr. Skender GASHI in Wien ein besonderer Dank. Denn er war es, der meine *Anfänge des albanischen Christentums* auf eigene Initiative und ohne jede Honorarzusage übertrug. 2005 sind meine Texte fast gleichzeitig auf albanisch und rumänisch erschienen: meine *Anfänge* in St. Gallen und die *Frühen Schicksale* in Klausenburg (Cluj)⁶.

Vierte These

Die Geschichtsrevision, um die es geht, übergreift die Furchen zwischen verschiedenen Landschaften und Sprachen in Südosteuropa. Man muss *gesamtbalkanisch* denken, vergleichen und argumentieren können, wenn man rekonstruieren will, was sich dort in einer dunklen Vergangenheit abgespielt haben dürfte. Aber gerade in Südosteuropa sind die Wissenschaften zumeist streng in nationalen Rahmen und Traditio-

⁶ Meinem Übersetzer ins Rumänische, Dr. Tudor SOROCEANU in Berlin, ist es als ersten aufgefallen, dass in *Ein Damm bricht* auf den Seiten 328–343 durch ein technisches Versehen die Bezifferung der Anmerkungen aus dem Gleis geraten ist. In Zeile 7 der Anm. 108 auf S. 328 müsste es eigentlich ab *Ein jüdischer Reisender* mit Anm. 109 weitergehen. Da der Umsprung zu diesen Folgeziffern unterblieben ist und 108 hier irrtümlich weitergeht, müssen alle Anmerkungsnummern im deutschen Text von da ab um *Eins* aufgestockt werden. Wo die deutsche Urfassung 109 hat, ist also 110 zu lesen. Entsprechend geht es bis S. 342 weiter, wo 148 durch 149 zu ersetzen ist. In der rumänischen Ausgabe ist das Versehen behoben worden.

nen organisiert. Wer mit Inbrunst behauptet, die Römer – eingeschlossen die in der Mehrheit angeblich romanisierten Daker – hätten alle Völkerstürme in einer um 275 aufgegebenen Provinz überdauert, der müßte das durch Vergleiche zu stützen versuchen und fragen, was denn anderswo aus lateinisch sprechenden Bevölkerungen geworden ist. Mein eigenes Bild ist aus der Einsicht hervorgegangen, dass man einer heutigen Grenze – zwischen Bulgarien und Serbien – übergreifen muss. Dann kommt man dahinter, dass Protoalbaner und Protorumänen vom 7.–9. Jh. in ein und demselben innerbalkanischen Berggebiet – mit verschiedenen Wirtschaftsformen – nah beieinander und durcheinander gelebt haben. Ja, sie hielten in ein und denselben Kirchen Gottesdienst.

Das mag miterklären, warum Serben und Bulgaren, für die die Neukonstruktion von hohem Interesse hätte sein müssen, mit nur einer Ausnahme eines Belgrader Philologen das in Freiburg Behauptete unbeachtet gelassen haben. Was Not tut, ist also nicht nur, zwei *verschiedenartige Disziplinen* zusammenzuspannen, sondern auch *unterschiedliche Räume* zusammen zu sehen. Der traditionell nationale Rahmen der Forschung in Südosteuropa – oder zugespitzt: ihr kleinkariert-provinzieller Zugschnitt – steht bis heute dem Fortschritt der Erkenntnis im Wege.

Fünfte These

Wenn Rumänen und Albaner die Kritik an ihren herkömmlichen Geschichtsbildern (oder patriotischen Legenden) ausblenden oder auszuspitzen versuchen, dann wäre es längst Aufgabe des Auslandes gewesen, in die Lücke zu springen. Dort – und nicht auf dem Balkan selber! – ist ja im 19. Jh. eine seriöse, vergleichende Balkanphilologie entstanden. Bahnbrecher waren namentlich Franz MIKLOSICH in Wien, Carl SANDFELD in Kopenhagen, Gustav WEIGAND in Leipzig und unter den Romanisten Wilhelm MEYER-LÜBKE. Konstantin JIRIČEK hat vorgemacht, wie sich balkanische Geschichte in einem weit gesteckten Rahmen beschreiben lässt. Ausländer haben längst die Meinung vertreten, die beiden Völker, um die es uns geht, seien nicht altbodenständig, sondern zugewandert. Robert RÖSLER vertrat das in Graz 1871 für die Rumänen, Gustav WEIGAND 1927 für die Albaner.

Warum hat das Ausland nicht auch diesmal genutzt, dass man durch keine politische Parteilichkeit eingeschnürt war und es aus weitem geographischen Abstand doch leichter fallen müßte, weiträumig zu denken? Dafür gibt es keine schlagenden, aber immerhin wahrscheinliche Gründe. An keinem Ort der Welt ist bislang eine vergleichende Balkanlinguistik fest etabliert: mit Professoren, die über Zeit und Mittel verfügen, um einen Brückenbau zwischen Antike und Mittelalter auf dem Balkan zu wagen. Die wenigen in Frage kommenden Fachleute sind weit über den Globus verstreut und arbeiten nicht in Fachgruppen zusammen, in denen sachkundig diskutiert werden kann.

Bedauern muss man auch, dass es keine Donaumonarchie mehr gibt, wo die Wissenschaft in besonderer Weise disponiert war, den Südosten Europas als Ganzheit zu überschauen. Mittlerweile, so scheint es, hat das System der nationalen Fraktionierung des gelehrten Betriebes sich auf das Ausland übertragen. Im Beispiel gesprochen: Wer dort den Mut aufbringt, sich auf Rumänien zu spezialisieren, hat es leicht, dort Freunde zu finden, die ihn bei seinem Vorhaben unterstützen. Schwerer schon

dürfte es fallen zu durchschauen, dass man im jeweiligen Gastland auf Geschichtsbilder stößt, die in erheblichem Maße mit Ideologie befrachtet sind. Da liegt es nahe, diese Geschichtsbilder unreflektiert zu übernehmen und dort zu verbreiten, wo man zu Hause ist. Der Widerhall im Ausland wird in Rumänien gern als eine Ermunterung und Bestätigung begrüßt, weil man mit der eigenen Ansicht nicht allein steht.

Sechste These

Forschungstraditionen sind zählebig, und einmal ausgeformte Forschungslandschaften lassen sich schwer verändern. Zentren, die man für unser Problem brauchte, wird es vorerst kaum geben. Wie lässt sich mit dem vorhandenen Vorrat an Stellen und geeigneten Bearbeitern weiterkommen? Realistisch betrachtet wird man in erster Linie an die *Romanisten* zu denken haben. Denn die sind ja weltweit mit großen Zahlen von Fachkundigen und hoher sprachwissenschaftlicher Kompetenz vertreten. Ihre Zunft verfügt über beneidenswert viele Dauerstellen. Aber ein Vorurteil gilt es zu überwinden: Die Rumänistik fühlt sich im Windschatten, weil die stolzeren Zweige der Romanistik, die sich mit Italien, der iberischen Halbinsel und Frankreich befassen, ihnen – vermeintlich – die Sonne wegnehmen. Aber bei einer solchen verengten Betrachtung muss es nicht bleiben. Denn ein Forschungsgebiet kann sehr wohl, obwohl es abgelegen erscheint, ein hohes Interesse auf sich ziehen, sobald sich herumspricht, dass dort wichtige Entdeckungen zu machen sind. Das müsste eigentlich für die Romanistik attraktiv sein, die ja viele ihrer Aufgaben, die in anderen Philologien noch unbewältigt sind, längst gelöst hat. Wenn man anderswo auf reichlich ausgetretenen Pfaden wandeln muß, kann man sich hier den Weg durch einen noch wenig betretenen Wald bahnen.

Siebte These

Selbst ohne eine balkanische Kompetenz, die unter Romanisten vorerst noch selten ist, kann ihre Zunft schon jetzt Wesentliches für die anstehenden Fragen beisteuern. Hans-Martin GAUGER darf man dankbar sein, dass er die Merkmale zusammengestellt hat, die das Rumänische von allen romanischen Schwestersprachen abheben⁷. Hier braucht nur noch weitergefragt werden: Steht das Rumänische mit diesen Eigenheiten ganz isoliert da? Oder geht es hier in erheblichem Maße mit jenen balkanischen Nachbarsprachen zusammen, die, wie von Carl Sandfeld erkannt, durch einen *Balkanischen Sprachbund* verbunden erscheinen?

In die Zuständigkeit der Romanistik greift auch die noch unabgeschlossene Diskussion ein, ob die Vorfahren der *Bretonen*, die bisher, kaum je bezweifelt, als Flüchtlinge aus Britannien galten, zumindest in Teilgebieten der Bretagne auf nichtromanisierte *Galloromanen* und damit auf Alteingesessene zurückgehen⁸. Damit bietet sich hier ein spannender Vergleichsfall zu der umstrittenen Autochthonie in

⁷ GAUGER, Hans-Martin (1996): „Les particularités de la langue roumaine“. In: *Balkan-Archiv* N.F. 11, Beiheft (= Südosteuropa-Schriften Bd. 14). 1–4.

⁸ Wertvolle Auskünfte über den aktuellen Forschungsstand zu diesem Problem verdanke ich meinem anglistischen, auch als Keltologen ausgewiesenen Freiburger Kollegen Herbert PILCH.

Rumänien an. Vergleiche, die sachkundig angestellt werden, sind gerade in Bereichen, für die unsere Quellen sehr spärlich fließen, ein Weg, von dem man sich neue Einsichten erhoffen darf.

Den Romanisten sei weiterhin empfohlen, sich jene rumänischen Vokabeln genauer anzusehen, die in steigender Zahl als Beweise für die These in Anspruch genommen werden, dass die nach Abzug der Römer sitzen gebliebenen Dakoromanen Jahrhunderte lang unter *ostgermanischer Herrschaft* gelebt haben. Wer von einer Ethnie gelernt hat, die erst nach Abzug der Römer festen Fuß in Dakien fasste, kann nicht gut mit den Truppen des Reiches nach Süden abgezogen sein. Auch hier könnte ein Vergleich weiterführen. Denn in der westlichen Romania steht uns eine große Zahl früher Wort- und Namenentlehnungen zur Verfügung, die längst als Niederschlag einer lang andauernden Herrschaft von Germanen und ihrer ethnischen Koexistenz mit Romanen ausgewertet worden sind. Gibt es im Rumänischen ähnlich viele, hinreichend sichere Entlehnungen? Ja, gehören sie in ihrer Masse zu jenen Bedeutungsfeldern, die man nach dem westeuropäischen Vergleichsmaterial erwarten darf? Ergeben sich hier stichhaltige Widerlegungen der These, seit Ende des 3. Jh.s könnten keine zahlenstarken Reste von Romanen in Dakien ausgeharrt haben? Oder handelt es sich um *zufällige Klangähnlichkeiten*, wie man sie stets zwischen zwei beliebigen Sprachen entdecken wird, sobald man sie miteinander in Verbindung bringen will? Geprüft werden müßte auch, ob das Rumänische vielleicht frühe germanische Eindringlinge in die spätantike Soldatensprache bewahrt. Gäbe es sie, müssten sie aus der Argumentation herausgehalten werden.

Noch ein drittes Problem sollte die Romanisten locken. Nehmen wir an, nach der Räumung von 275 n. Chr. sei in Dakien eine Latein sprechende Bevölkerungsmehrheit sitzen geblieben. Da dürfte man erwarten, sie habe nicht oder kaum mehr an jenen Wandlungen teilgehabt, die das Romanische jenseits der zurückgenommenen Grenzen von da an durchmachte: im Wortschatz, in der Lautentwicklung und in der Grammatik. Umgekehrt: Sollten die Rumänen von Romanen abstammen, die bis zum Ausgang des 6. Jh.s noch an der unteren Donau, im ununterbrochenen Kontakt mit der übrigen Romania, wohnten, bis sie um 600, als sie in ein innerbalkanisches Refugium flohen, einen Sonderweg gingen, dann müßte das Romanische auf ein Vulgärlatein um 600 zurückgehen: mit allen Neuerungen, die seit dem 3. Jh. eingetreten waren. Welche Alternative zutrifft, werden die Sachkundigen vermutlich bald heraushaben, wenn sie nur wollen.

Achte These

Freilich: Ohne eine balkanische Kompetenzerweiterung werden die Romanisten für unser Fragenknäuel nur im ersten Anlauf etwas beitragen können. Auf lange Sicht müssen sie sich, daran führt kein Weg vorbei, in Bereichen kundig machen, die ihnen bisher fern lagen. Kann man ihnen aber zumuten, in das verwirrende Sprachenbabel Südosteuropas einzutauchen? Soll ein Romanist Albanisch, Neugriechisch und die balkanslawischen Sprachen lesen und analysieren können? Nun, sie sollten sich ein Beispiel an Wilhelm Meyer-Lübke, einem ihrer Altmeister, nehmen. Der hat sich, vom Rumänischen ausgehend, auch mit dem Albanischen vertraut gemacht und Wesentliches für eine vergleichende Lautgeschichte beider Sprachen zu Tage gefördert.

Dazu brauchte er keine albanischen Texte lesen zu können. Es reichte, wenn er das ihm vertraute philologische Handwerkszeug auf den Wortschatz einer nichtromanischen Kontaktsprache der Ostromania anwandte. Nicht seine *bisherigen Kenntnisse* waren es, die ihm vorgaben, womit er sich nun befassen sollte. Vielmehr taten sich vor ihm Probleme auf, für deren Lösung *neue Kenntnisse* nötig waren. So ist es auch dem Verfasser der vorliegenden Thesen widerfahren. Es wäre schön, wenn andere den gleichen Mut aufbrächten. Namentlich das – für unseren Problemkreis entscheidend wichtige – Albanische darf nicht als ein Buch mit sieben Siegeln beiseite gelassen werden.

Das einschlägige Material an Vokabeln und grammatischen Strukturen, das die am Sprachbund beteiligten Sprachen beisteuern, liegt philologisch gesammelt und hinreichend aufbereitet vor. Es fehlt freilich an einer historischen Auswertung. Vor allem gilt es – natürlich in Zusammenarbeit mit den speziellen Sachkennern für die jeweiligen Einzelsprachen – zu erörtern, wann, wo und warum sich im Innern der Balkanhalbinsel eine *interethnische Symbiose* herausbilden konnte, an der Urrumänen, Ur-albaner und ostslawische und bulgarisch-makedonische Slawen eben gleicher Weise teil hatten. Die gegenseitigen Wirkungen haben so tief in die verschiedenen Sprachen eingegriffen, dass es schwer halten wird, einen Fall von derart intensiver und wechselseitiger Durchdringung daneben zu stellen. Wenn hier nun mehrere Sprachen in einzigartiger Weise gleichsam zusammengerückt sind, warum hat die intensive reziproke Durchdringung nicht dazu geführt, dass einer von ihnen die Oberhand gewann und einen, wenn nicht gar mehrere Symbiosepartner aufsaugte?

Wo darf man im Weltlager der Romanisten die größte Neugier für die aufgeworfenen Fragen erhoffen? Mit Eindeutigkeit bei den *Deutschen*, zu denen natürlich die *Schweizer* und *Österreicher* hinzuzurechnen sind. Denn in ihren Ländern gibt es eine alte Tradition der Beschäftigung mit Südosteuropa. Ja, das Interesse hat sich unter den heutigen Zeitumständen noch verstärkt. Die romanistische Sprachwissenschaft ist in allen drei Ländern reich mit Stellen ausgestattet. Die Zunft sollte froh sein, dass sie in Südosteuropa nicht auf die Übermacht von ausländischen Romanisten stößt: anders als in Italien, Spanien und Frankreich, wo man nicht selten über die deutschen Kollegen hinwegsieht, die nun einmal nicht selber Romanen sind und vielfach nicht einmal in einer Sprache publizieren, die alle Romanisten verstehen.

In Deutschland wird heute immer eindringlicher gefragt, für welche Leistung, ob nun in der industriellen Produktion oder anderswo, unser Land, der Standort Deutschland, über Wettbewerbsvorteile gegenüber dem Ausland verfügt. Man sollte diesen Gesichtspunkt auch auf die Wissenschaft übertragen. Für eine historisch fragende Balkanlinguistik ist Deutschland in besonderem Maße geeignet.